



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Newald, J. von: Neidhart von Gneisenau : Beiträge zu seinem  
Charakterbilde

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Neidhardt von Gneisenau

Beiträge zu seinem Charakterbilde

Von Dr. J. von Newald in Meß, N.-Öst.



„Alles war an ihm, als müßte es so sein“, schreibt ein Zeitgenosse über Gneisenau. Er war einer von jenen, die eine „unsichtbare Königskrone“ auf dem Haupte tragen. Frau von Beguelin, mit dem General innig befreundet und seine Verehrerin, sagt wie mit einem leisen Schauer von dem Dämonischen dieser Persönlichkeit: „Ginge es ihm wie Napoleon, wäre er in zwanzig Jahren besser?“

Daß in solchem Manne ein mächtiger individueller Ehrgeiz schlummerte, ist nur naturgemäß und, wie bei anderen, eine Voraussetzung der größten Leistungen. Schon die Natur schien diesen stattlichen Herrn mit dem imponierenden Auftreten und der vollkommenen Selbstbeherrschung zum Befehlen bestimmt zu haben. Die schöne ritterliche Erscheinung mit dem prächtigen Charakterkopf flößte Sympathie und Ehrfurcht ein. Mit seinem selbstbewußten Anstand, seinen vornehmen Mäuren und seiner diplomatischen Gewandtheit war Gneisenau ganz besonders zum Verkehr mit all den gekrönten und anderen hohen Herren geeignet, die — nicht immer zum Vortheile der Sache — den Krieg von 1813 und 1814 mitmachten, oder eigentlich dem Krieg zusahen und in ihn hineinredeten.

Gneisenau, der elegante redegewandte Offizier, ist ein ganz anderer Typus wie der finstere, brummige Yorck oder der urwüchsig, verb zuzufahrende „Marschall Vorwärts“; eine andere Spezies auch des großen Militärs, wie der bescheidene, meist in nachlässiger Uniform erscheinende, gesenkten Hauptes einhergehende Bauernsohn Scharnhorst. Und doch hat sich Gneisenau selber eine Pygmäe neben dem Riesen Scharnhorst genannt, derselbe Gneisenau, der in vertraulichen Briefen sich über andere seiner Mitkämpfer, so über Wellington, über Tauentzien, ja selbst über Blücher sehr freimüthig und nicht immer günstig geäußert hat.

Gewiß hat der fähigste Stratege, den die Verbündeten in ihren Heeren hatten, dieser gefährlichste Gegner des unerreichten korsischen Schlachtenmeisters, auch für sich einen Lohn angestrebt: Ruhm, Ehre, Beförderung, und da er mit Glücksgütern nicht allzu gesegnet war, auch eine gewisse materielle Entschädigung für die zahlreichen und schweren Opfer, die er dem Ganzen gebracht hatte.

Aber der Gedanke an seinen Vorteil, an seine Privatsachen ist allezeit hinter dem Gedanken an das Vaterland zurückgetreten. Diesem zuliebe vernachlässigt er seine wirtschaftlichen Angelegenheiten, weilt er durch Jahre fern von seiner teuren Familie, verschwindet er völlig von der Oberfläche der Öffentlichkeit, da er im Verborgenen ohne Rang und Gehalt seine patriotischen Ziele besser verfolgen zu können meint . . .

Nicht auf der Menschheit Höhen ist der Große, neben dem sich die zeitgenössischen Monarchen des außerfranzösischen Europa so klein ausnehmen, geboren. Die Familie Reidhardt stammte aus Oberösterreich und nach einer Besitzung derselben nannte sich ihr welthistorischer Sproß August später „von Gneisenau“ . . . Er war ein Kind des Krieges und der Liebe; sein Vater ein armer Artillerieleutnant in der nicht sonderlich angesehenen Reichsarmee, die man boshaft, aber nicht ganz gerecht, auch die „Reizhausarmee“ genannt hat. Die Mutter war dem Offizier gegen den Willen ihrer Eltern ins Feld gefolgt. Das damals kursächsische Städtchen Schilbau, wo Gneisenau am 27. Oktober 1760 geboren wurde, war also nur eine Zufallsheimat . . . „Während des Marsches, mitten im Kriegsgetümmel auf einem Troßwagen brachte die Frau Leutnant Reidhardt ein Knäblein zur Welt, das so im allerursprünglichsten Sinne von der Pike auf Soldat ist. Eine armselige Kindheit, ein wildes Jünglingsalter mit mangelhafter wissenschaftlicher Ausbildung, österreichische und ansbach-bayreuthische Kriegsdienste, der Eintritt endlich in das preußische Heer, nicht aus irgendeinem höheren Grunde, sondern der besseren Borrückungsaussichten halber: all das wirkt auf den jungen Krieger den Schimmer des Romantischen, wenn man will des Abenteuerlichen.“

Gneisenau hatte also Recht, wenn er Preußen nicht sein angestammtes, sondern sein frei erwähltes Vaterland nannte. Der Staat Friedrich des Großen hatte ja in den Tagen der Erniedrigung wie in denen der Erhebung mit solchen Adoptivöhnen Glück. Blücher war als mecklenburgischer, Scharnhorst als hannoverscher Untertan geboren und Stein hatte als der Sprosse einer reichsfreiherrlichen Familie überhaupt kein Sondervaterland. All diese Namen aber sind längst von spezifisch-preußischen zu deutschen geworden.

In den Friedensjahren rückte Gneisenau nur langsam vor; man hat ihn scherzweise mit dem biblischen Hauptmann von Kapernaum verglichen, der auch niemals Major wurde. Bekanntlich zählte Gneisenau im Unglücksjahre 1806 zu jenen, die inmitten eines Meeres von Fehlern, Niederlagen und Schmach die preußische Waffenehre retteten. „Tausendmal lieber sterben, als das noch einmal erleben,“ sagte er nach Jena. Aber indes sonst überall die vollendetste Kopflosigkeit herrschte und eine Anzahl fester Plätze sich ohne ernstlichen Widerstand ergab, hat Gneisenau durch die tapfere und erfolgreiche Verteidigung von Rolberg, die er gemeinsam mit dem alten Bürger Rettelbeck leitete, bewiesen, daß es in dem schwergeprüften, niedergeworfenen Lande noch mutige Herzen gebe. Damals schob sich der schon siebenundvierzigjährige, unbekanntere Truppen-

offizier in die Reihe der geschichtlichen Personen vor; und von da ab tragen seine persönlichen Erlebnisse und so auch die Erzeugnisse seiner Feder den Stempel des Historischen.

Gneisenaus Briefe müssen bei der Klarheit seines Denkens, bei der Stärke und Fülle seines Empfindens, bei der Bestimmtheit seiner ganzen Art unfehlbar vom höchsten Interesse sein, nicht für die Kenntnis seines Charakters allein, sondern auch für die Detailgeschichte seiner Tage. Sie werfen aber auch auf die großen weltbewegenden Entwicklungen manch scharfes Licht. Der richtige Sohn einer Zeit, die ohne rasche Verkehrsmittel, ohne Telegraphen und Fernsprecher weit mehr, weit längere und schönere Briefe schrieb als die unsrige, war Gneisenau ein eifriger Korrespondent, was auch durch die große Zahl seiner persönlichen Verbindungen und durch die viele Abwesenheit von der Heimat bedingt war. Von seinen Briefen haben schon Perz und Delbrück viele veröffentlicht, auch Hormayr bringt einige in seinen noch heute wertvollen „Lebensbildern aus den Befreiungskriegen“ und Albert Pich in seinem inhaltreichen Buche „Aus der Zeit der Not“.

Nun hat Julius von Pflugl-Harttung eine Sammlung von fast durchweg unbekanntem und ungedrucktem Gneisenau-Briefen der Öffentlichkeit übergeben, die schon deshalb höchst belehrend und beleuchtend wirken, weil sie fast ausnahmslos vertraulichen Charakter tragen\*). Der berühmte Soldat hat ebenso gut zu schreiben verstanden, wie er seine Truppen zu befehligen und wie er, nach zeitgenössischen Urteilen, zu sprechen und die Mitmenschen zu behandeln wußte. Ob er nun die höchsten Fragen der Politik und der Strategie oder die intimsten Familienangelegenheiten bespricht; ob es sich um Napoleon oder Kaiser Alexander, um einen Hauskauf, die Viehpest oder den Alkoholometer handelt; ob Heeresbewegungen und diplomatische Pläne oder die Sendung frischer Hemden und einiger Flaschen Rotweins erörtert werden: immer ist der Ausdruck knapp und klar, ohne sichtliche Kunst und ohne Rhetorik, aber belebt von kräftigen Bildern und Vergleichen, niemals unbedeutend und stets von energischer Logik. Was immer er schreibt, zeichnet den Mann und die Situation. Der Ton ist auch der Gattin gegenüber meist ein kurzer, befehlender: Du wirst, Du hast usw. Eine sonderliche Zärtlichkeit liegt kaum in diesen Briefen; aber die tiefe, echte Sorge für das Wohl der Lebensgefährtin und der sieben Kinder, von denen Gneisenau jahrelang ferngehalten war, spricht aus jeder Zeile. Allerdings oft auch die Unzufriedenheit mit dem, was die Gattin tut oder nicht tut, schreibt oder zu schreiben vergißt.

„Dein Schreiben aus Warmbrunn“ (dem schlesischen Schwefelbade) heißt es einmal, „habe ich erhalten. Man sah ihm den Ort an, wo es geschrieben

\*) „Briefe des Generals Reidhardt von Gneisenau 1809 bis 1815.“ Gotha bei Bertels 1913. Die Sammlung enthält achtundachtzig Briefe Gneisenaus an seine Frau und achtundvierzig Stücke an Hardenberg, Boyen, Blücher, Gruner, l'Estocq u. a. Dem interessantesten Quellenwerte sind zahlreiche tatsächliche und persönliche Züge für den vorliegenden Versuch eines Charakterbildes entnommen.

ward, das heißt unter Zerstreungen. Es ist so undeutsch, mit so vielen Auslassungen und Wiederholungen und so vielen Sinnstellungen abgefäht, daß ich es vernichtet habe, damit man, wenn ich bei meiner Unternehmung zugrunde gehen sollte und man es nach meinem Tode fände, nicht daraus auf Deine Bildung schließe. Ich habe es nicht ohne Lachen gelesen.“ Noch schärfer als dieser formelle klingt oft der sachliche Tadel, zumal der Vermögensverwaltung in seiner Abwesenheit. „Du verlangst einen Rat von mir in betreff Deiner Mittel-Rauffungen\*)-Anordnungen. Aber wenn ich ihn auch geben könnte, so würde ich ihn doch nicht gerne geben, da ich immer fürchten müßte, Du würdest gerade deswegen, weil er von mir kommt, solchen nicht befolgen. — — Wenn die allerbestimmtesten und als unabweislich angekündigten Befehle nicht befolgt werden, wie würde dies ein Ratschlag?“

Solche kleine Sorgen beschäftigten den Vielbeschäftigten in den großen Tagen des Krieges, aber auch schon früher in jenen Jahren, welche als die der inneren Wiederaufrichtung Preußens nicht minder wichtig sind. An diesem Werke der Regenerierung hat ja Gneisenau neben Scharnhorst, Boyen, Clausewitz, Grolmann, vor allem aber neben dem unvergleichlichen und einzigen Freiherrn vom Stein sein reichlich Teil. Mit seinen Gedanken vom „Volk in Waffen“ zeigt gerade er eine wahrhaft moderne Auffassung. „Welche unendliche Kräfte,“ schreibt er, in diesem Punkte noch klarer blickend als selbst ein Napoleon, „schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und ungenutzt. In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. . . . Während ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in einem elendsten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge, und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrag der Arbeit seiner Hände.“ Die großen Lehren der Revolution, die schmerzliche Schule, durch die Bonaparte seine Zeit geführt, waren an Gneisenau nicht verloren. Voll ehrlicher Bewunderung für den ebenso ehrlich gehaßten Meister in Krieg und Frieden wünscht er für diesen Bonaparte einen Gegenbonaparte, aus dem Volke herausgewachsen, ebenso fähig, die Kräfte einer ganzen Nation zusammenzufassen, und ebenso skrupellos wie jener. Mit seinen Mitteln, mit brutaler Gewalt und teuflischer Schlaueit müsse man den Zwingherrn Europas bekämpfen.

Im Jahre 1809 war Gneisenau bekanntlich eines der Häupter der Kriegspartei, die offenen Anschluß an Österreich, das ja auch für Deutschlands Freiheit und Ehre kämpfte, verlangte. Eine Verbindung mit Napoleon schien ihm ehrlos und gefährlich. „Einmal in der Höhle des Zyklopen, können wir nur auf den Vorzug rechnen, zuletzt verspeist zu werden.“ Neben der Koalition mit Österreich plante der kühnste aller preußischen Patrioten eine gewaltige Erhebung ganz Norddeutschlands. Alle bürgerlichen Verhältnisse sollten davon durchdrungen,

\*) Gneisenaus Besizung in Schlesien.

ja terrorisiert werden. Man veröde die Gegend, wo der Feind vordringt. Man schaffe Frauen und Kinder an unzugängliche Orte. Man erkläre alle deutschen Fürsten, die zu Napoleon hielten, ihrer Throne verlustig und lasse ihre Untertanen sich würdigere Regenten wählen. Jeder Adel, der nicht im Kriege erworben ist, höre auf usw.

Aber wie hätte ein Friedrich Wilhelm der Dritte sich mit so verwegenen Plänen befreunden können! Österreich blieb allein. Gneisenau bat um seinen Abschied und erhielt ihn in Gnaden gegen das Versprechen, zurückzukehren, sobald der König genötigt wäre, die Waffen zu ergreifen. In aller Heimlichkeit, auf dem durch stürmische See erzwungenen Umwege über Schweden, ging der verabschiedete Oberst nach England. Solche Reise war, von den schweren Strapazen abgesehen, nicht ungefährlich. Napoleon hatte seine Späher und gewissenlosen Agenten überall. Das rätselhafte Verschwinden des aus Wien kommenden Lord Bathurst in Perleberg, der wahrscheinlich von der französischen Geheimpolizei ermordet wurde, sprach deutlich genug.

Gneisenau hoffte eine englische Landung in Norddeutschland, die dessen Erhebung veranlassen sollte, zu erzielen. Auch dem Erzherzog Karl soll er Unterstützung durch eine englische Legion angeboten haben, ohne aber eine bestimmte Antwort zu bekommen. In London trat er mit dem Prinzen von Wales, mit dem Grafen Münster, mit dem preußenfreundlichen Minister Canning in Berührung, erzielte aber nichts. In schärfsten Worten tadelte einer seiner Briefe die Erbärmlichkeit der englischen Politik, die von unwissenden und ungeschickten Menschen gemacht werde. Die ganze Trostlosigkeit der Zeit spricht aus diesem Schreiben. „Tritt nicht ein Gott ins Mittel, so sind wir alle verloren.“ In Wahrheit aber verzagte Gneisenau nicht. Über Schweden ging er nach Petersburg. Was ihn dorthin führte, ist unschwer zu erraten. Auch Stein, der „nommé Stein“, weilte ja seit seiner Achtung durch Napoleon in Rußland.

So ist aus dem Offizier ein ruheloser Wanderer, ein unermüdlicher Agitator geworden, ein Verschwörer, wenn man will, der mit allen Napoleonhassern in Deutschland, England, Rußland, Österreich, Spanien geheime Beziehungen unterhält und in der merkwürdigen Korrespondenz jener Tage bald als Logien, bald als R. Schmid oder Fischer oder dergleichen auftaucht.

Neben diesen Sorgen der hohen Politik vergaß er seine Privatangelegenheiten nicht, die freilich unter seiner langen Abwesenheit litten. Ein treuer Familienvater, ein pflichtmäßig strenger Rechner gibt er seiner Frau Anweisungen, über die Bewirtschaftung von Mittel-Rauffung, über Verbesserungen und Verpachtungen, über Schnapsbrennerei und Biererzeugung, dann wieder über die Erziehung der Kinder usw. Die Sorgen, welche die Belastung des Gutes und die schlechten Zeiten verursachen, blicken aus manchem Briefe heraus. In Summa — ein Mann, der an das Größte und Kleinste denkt, bei allem patriotischen Gram voll ungebrochenen Mutes.

Ende Juni 1810 war er wieder in der Heimat\*). Im November treffen wir ihn in Breslau, hauptsächlich in eigenen Angelegenheiten, wie es scheint, die aber nicht vom Flecke kamen. Übrigens langweilt er sich in der schlesischen Hauptstadt, da er in Gesellschaften zu gehen keine Lust hatte. Im Anfang des nächsten Jahres richtet wieder Hardenberg sein Augenmerk auf den Vielbewährten. Am 17. März 1811 hatte der Staatskanzler — bei dem der Patriot ja so oft hinter dem Diplomaten zurücktreten mußte — in Tempelburg bei Neustettin eine geheime Zusammenkunft mit dem Groberst. In einer Denkschrift riet Gneisenau damals dem König, da die Verstimmung zwischen Napoleon und dem Zaren immer akuter wurde, zu rüsten, als ob jeden Augenblick eine Katastrophe eintreten könne.

Im Juni 1811 ist er, wieder getrennt von den Seinen, in Berlin. Seine Privatverhältnisse hatten nach langen Verhandlungen endlich eine günstige Wendung genommen, der König hatte ihm ein Geschenk von 37000 Talern zugewiesen. An militärisch hervorragender Stelle war der notorische Franzosenfeind schon zu kompromittiert; seine Unterstützung aber wollte Hardenberg doch nicht missen und gab ihm eine Zivilanstellung. „Der König hat mich,“ schreibt Gneisenau an seine Frau, „zum Staatsrat ernannt. Lasse dies den nächsten Bekannten wissen und nimm künftighin nicht mehr den Oberstentitel an, sondern nur den der Staatsrätin. Es sind hierbei besondere Absichten. Mein Gehalt ist 2500 Taler. Doch bei heutiger Zeit verdient so etwas keiner Erwähnung. Man kann nur von dem reden, was man den laufenden Monat besitzt; des kommenden schon ist man nicht mehr sicher.“ Er bezog eine schöne Wohnung Unter den Linden, die ihm ein Freund abgetreten hatte; sie war schön möbliert, für alle Bedürfnisse war gesorgt\*\*).

Gneisenau hielt die herrschenden Zustände, deren Kern Preußens demütigende Abhängigkeit von Napoleon war, nicht für haltbar. „Für tiefe Übel,“ schreibt er an seine Frau, „gebe es nur durchgreifende Arzneien. Richte Dein Hauswesen immer so ein, daß Du dem Sturm unter irgendeinen Scheuerdach zusehen kannst. Ich werde Dir nahe sein.“ Der „travestierte Staatsrat“ hatte sich nicht zu friedlichen Ideen bekehrt. Aber der König sah das Heil nur in einem Anschlusse an Frankreich. „Preußen scheint sich vernünftig zu be-

\*) Befremden muß Gneisenaus Urteil über die am 19. Juli verstorbene Königin Luise. „Sie war zu sehr Frau, zu wenig Königin und unfähig, sich auf einen hohen Standpunkt zu stellen oder darauf zu erhalten. Selbst ihr Herz war ihrem Gemahl nicht immer zugewandt, vielmehr einem anderen, was sie auch nicht verhehlte, und als Mutter war sie nicht achtungswürdig, da sie sich um die Erziehung ihrer Kinder nicht ernstlich bekümmerte.“ Das Urteil Gneisenaus über die Fürstin hat sich später, wie Pflug-Hartung bemerkt, wesentlich gebessert.

\*\*) „Sogar für das Arzneimittel des Arztes,“ scherzt der ernste Mann. „Mein Freund nämlich hat in den hinteren Zimmern meiner Wohnung seine Gesellschafterin zurückgelassen und mir im vollen Ernste den freien Gebrauch davon überlassen. Es ist eine üppige Figur mit ein Paar schönen Augen.“

tragen," sagte Napoleon im Dezember 1811 zum Fürsten Schwarzenberg, „und sich mit mir verbinden zu wollen. Der König ist weise, das Ministerium ist es auch. Aber es ist eine böse Nation, die ich nicht liebe. Es gibt immer einen großen Widerspruch in den Gemütern.“ Die „Jakobiner des Nordens“ hat er ja die Preußen genannt.

Als Friedrich Wilhelm der Dritte sich im Februar 1812 entschloß, Napoleon ein Auxiliarkorps für den russischen Krieg zuzusagen, verlangte Gneisenau seine Entlassung und erhielt sie.

„Abermals ein Akt durchgespielt," schreibt er an seine Frau, „der mir viel Sorgen gemacht hat. Ich habe darüber schnell einen grauen Kopf bekommen.“ (Er zählte damals zweiundfünfzig Jahre.) Er geht nach Livland, dann nach England, landet, da die Dinge in Norddeutschland zum Losbruche überreif scheinen, in Kolberg und ist am 10. März 1813, durch einen königlichen Brief berufen, an der Seite Friedrich Wilhelms in Breslau.

Was Gneisenau, „der Kopf Blüchers“, wie dieser selbst ihn nannte, für die Befreiungskämpfe bedeutete, gehört der Geschichte an. Verdienste, die längst anerkannt sind und die in der Pflug-Partungschen Briefsammlung ihre neuerliche Beleuchtung finden. Wie in der österreichischen Armee Radetzky, so ist in der preussischen Gneisenau derjenige, der unablässig treibt, der das Schicksal des Krieges nicht von diplomatischen Bedenken und dynastischen Rücksichten abhängig wissen will. Der Rückzug nach den für die preussischen Waffen zwar unglücklichen, aber überaus ehrenvollen Schlachten von Lützen und Bautzen im Mai 1813 scheint ihm unnötig, denn der Mut des preussischen Heeres sei ungeschwächt. Den Waffenstillstand von Poischwitz im Juni bedauert er schwer. „Der Kampf ist noch nicht durchgefochten. So viele Opfer als unsere Nation gebracht hat, dürfen nicht verloren gehen, ohne die Früchte dafür zu ernten.“ Die Niederlage von Dresden, 26. und 27. August entmutigte ihn nicht, denn sie sei nur durch Mißverständnisse und einen Mangel an Einverständnis, nicht durch die Überlegenheit der feindlichen Waffen herbeigeführt worden: daß er mit dem aus Politik ewig zögernden Bernadotte — dem „Piaffeur“ — nicht einverstanden war, ist selbstverständlich. „Er sollte“ — schreibt er am 7. Oktober, „über die Elbe gehen und ging nicht. Die große Armee in Böhmen sollte aus ihren Bergen hervortreten und kam nicht. Wir fühlten, daß abermals wir die ersten Schritte tun und den Anstoß geben müssen.“ Nach Leipzig, so ist seine oft geäußerte Ansicht, hätten die Verbündeten sofort auf Paris losgehen können und sollen, statt dem Gegner Zeit zur neuerlichen Sammlung zu lassen. Mit Napoleon, der alle Regenten beschimpfte, zu verhandeln sei schimpflich. — Am 30. März 1814 endlich standen die alliierten Kaiser, Könige und Fürsten auf dem Montmartre; bei ihnen war Gneisenau. „Eine Glorie umstrahlte sein Gesicht, als er auf die eroberte Hauptstadt des Feindes herabsah.“

Auch im Feldzug von 1815 ist wieder Gneisenau das geistige Haupt der Verbündeten, das treibende Element. Wieder geht ihm alles zu langsam.

Wieder fordert er strenge Friedensbedingungen und eine ausgiebige Kriegskontribution, die dem französischen Volke die Kriegslust etwas verleiden solle.

Mit Grimm empfand er, daß nach Bezwingung Frankreichs nicht einmal Elsaß und Straßburg wieder deutsch wurden. Auch sonst mißfiel ihm die Entwicklung nach dem Frieden. Er hatte sich schon 1814 offen für eine Verfassung, als den schuldigen Lohn, der dem Volke für seine unermesslichen Opfer gebühre, ausgesprochen. Dadurch solle, namentlich in den neu gewonnenen rheinischen Landesteilen die öffentliche Meinung gewonnen, für Preußen ein „Primat der Geister“ geschaffen werden. Als Kommandant eben dieser Rheinlande sprach er sich mit größtem Freimuth für politischen Fortschritt aus und wurde oben ebenso mißliebig, wie andere ähnlich denkende Patrioten, wie ein Görres, ein Arndt, ein Jahn, ja selbst ein Stein. Offizielle Federn durften von „Wallensteins Lager in Koblenz“ sprechen. Gneisenau zog sich endlich — zum Grafen war er nach dem ersten Pariser Frieden erhoben worden, zum Feldmarschall wurde er 1825 befördert — auf sein Gut Erdmannsdorf im Riesengebirge zurück. Dort genoß er vornehme Muße, ohne das temperamentvolle Interesse an den Fragen der großen Politik zu verlieren. Für den Mann, der auch vor starken und bedenklichen Mitteln nicht erschrak, ist ein Zug bezeichnend, den Wertheimer in seiner vorzüglichen Reichstadtbiographie urkundlich feststellt. Nach der Vertreibung der Bourbons 1830 riet nämlich Gneisenau der österreichischen Regierung, dem Sohne Napoleons auf den französischen Thron zu verhelfen, im nördlichen Teile Frankreichs die dort in der Majorität befindlichen Bonapartisten, zugleich aber in den südlichen und westlichen Provinzen die Royalisten zu unterstützen, und auf diese Art Frankreich zu verwirren, innerlich zu schwächen und ungefährlich zu machen. Der hochbetagte General kam in seinen Gesprächen mit dem österreichischen Gesandten in Berlin immer wieder auf diesen „Giftplan“ zurück, der freilich Metternichs Billigung nicht fand.

Der Feldmarschall, der nach Ausbruch der großen polnischen Erhebung 1831 zum Kommandanten der an der russischen Grenze aufgestellten preußischen Beobachtungstruppen ernannt worden, erlag in der Nacht vom 23. auf den 24. August zu Posen der asiatischen Cholera, die damals ihren ersten grausigen Siegeszug durch Mitteleuropa antrat. Er starb, nach einem Bismarckschen Worte, wie ein gutes Pferd in den Selen. Besser hat kaum irgend jemand die Bedeutung Gneisenaus für die preußische Heeresgeschichte, und was unendlich darüber hinausreicht, für die Geschichte Deutschlands in den Jahren 1813, 1814 und 1815 gezeichnet, als es Moltke tat, da man ihn einmal mit Blüchers Generalstabschef verglich. „Zwischen uns ist ein Unterschied“ sagte er. „Wir haben nur Siege zu verzeichnen gehabt. Er hat die Armee nach einer Niederlage zum Siege geführt. Diese höchste Probe haben wir noch zu bestehen.“

